



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Necker, Moritz: Heinrich Leuthold.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

dem Bannkreise seiner gewohnten Trottoirs entgegengesetzt. Da ist denn vielleicht die Annahme gerechtfertigt, daß die Folgen des Maurerstreiks den Geist der Berliner behender machen werden. Wenn einmal die Mieten in der Stadt um fünfzig Prozent mehr gestiegen sein werden, dann besinnt sich doch vielleicht mancher Berliner auf das einzige Mittel, welches es giebt, um mit seiner Familie auf die Dauer der Mietwohnungsmisere zu entfliehen: den Bau oder die Erwerbung eines eignen Hauses, dem, schon damit dem Elemente der Spekulation auf die Zukunft auch sein Recht wird, der Garten nicht fehlen darf.

Noch ist Berlin keine Musterstadt für Deutschland, und noch vieles fehlt, ehe es alle Annehmlichkeiten anderer deutschen Städte soweit möglich in sich vereinigt. Eine weniger sparsame Ausnutzung des Baulerrains und die Entstehung ausgedehnter Villenstraßen im Westen und Südwesten von Berlin würde sehr dazu beitragen, die Annehmlichkeiten sowohl des dauernden Wohnens wie des flüchtigen Aufenthaltes in Berlin zu erhöhen. Ohne bessere Häuser- und Mietpreise ist aber beides nicht möglich — das mag hart sein, aber es ist gegen diese innere Notwendigkeit nicht anzukämpfen. Insofern der große Maurerstreik des Sommers 1885 der Bevölkerung von Berlin die Sachlage schärfer vor Augen rückt und sie zum alsbaldigen Bruche mit der bisher befolgten Straßenpolitik veranlaßt, wird diese, jetzt so vielbeklagte Angelegenheit als ein Wendepunkt zum Bessern bezeichnet werden dürfen.



Heinrich Leuthold.



aß man heutzutage, in dieser der ernstesten Dyrif so abholden Zeit, in die Lage kommen kann, der Überschätzung eines Dyrifers, der nicht banal wie Mirza Schaffy oder sorglos heiter wie Baumbach ist, entgegenzutreten, ist wohl eine seltene Erscheinung, und doch ist dies mit einer gewissen Berechtigung geschehen, und zwar von einem ernstesten, der Wahrheit ehrlich und gewissenhaft nachstrebenden Manne. Als vor sechs Jahren die Gedichte Heinrich Leutholds zum erstenmale erschienen waren und sich zugleich die Nachricht verbreitete, der Dichter sei ins Irrenhaus zu Zürich gebracht worden (wo er auch bald nach seiner Aufnahme, am 1. Juli 1879, starb), da waren viele Schriftsteller gleich mit der Parole fertig: „Wieder einer in der tragischen Reihe der Hölberlin, Heinrich von Kleist, Lenau“ (F. F. Honegger, „Unsre Zeit“ 1880, I, 241), und ohne nähere Untersuchung auf ihren Wahr-

heitsgehalt wurden die Klagen des mit Gott und der Welt zerfallenen Dichters über Teilnahmslosigkeit der Zeit, Vernachlässigung und Mißachtung vonseiten seines engern schweizerischen Vaterlandes wiederholt und bekräftigt. Die Gedichte hatten großen Erfolg, woran wohl auch ein pathologisches Interesse für den so unglücklich endenden Lyriker einen gewissen Anteil hatte. Bald wurde eine neue Auflage nötig, und vor einigen Monaten erschien eine dritte.*) Nun erachtete es der Herausgeber der Leutholdischen Gedichte, Professor Jakob Baechtold in Zürich, an der Zeit, zunächst all den Vorwürfen, welche Leuthold selbst und die ihm kritiklos Nachsprechenden gegen sein Vaterland erhoben hatten, in ernster Weise entgegenzutreten, und man kann es billig einem patriotischen Manne nicht verübeln, wenn er an der Hand der Wahrheit eine solche Rechtfertigung unternimmt.

„Eines muß noch gesagt werden, heißt es in dem Lebensabriß, und der gute Freund darf es umso eher aussprechen, als er glücklicherweise nicht zu warm werden muß, um die Wage gegen kalte Beurteiler zu halten. Aus der mehrfach angeführten Selbstbiographie tönt die Klage über Verkennung, Undank, Ungunst des Schicksals, das allen großen Plänen Leutholds grausam entgegengetreten sei, ihn z. B. auch verhindert hätte, nach der sogenannten obersten Gattung, dem Drama größern Stils u. s. w. zu greifen. Man kennt diesen pathologischen Zug aus den Gedichten. Was wird hier nicht alles angeklagt! Gott, Schicksal, Vaterland, Menschheit. Wahr ist's, das Leben legte ihm manche Entbehrung auf. Wann aber war Leuthold je über die bloßen Anstalten zu ernsthafter Arbeit hinausgekommen? Warum hielt er seine Gedichte zurück? Zweimal hat er — wie der Nachlaß zeigt — eine Sammlung gesichtet, beide male unterblieb zu seinem Vorteil alles weitere. Als durch und durch skeptische Natur legte er an alles einen unerbittlich strengen Maßstab. Bei aller Selbstbespiegelung, welche oft zu grell auf die eigne Persönlichkeit gerichtet ist (ein Merkmal der meisten formalen Dichter), wartete er von Tag zu Tag auf seine große Stunde. Einmal, als er „Penthesilea“ bei sich trug, hielt er jene für gekommen. Auch hier sah er fest und klar die Täuschung ein. Unterdessen zerrannen ihm die Jahre — eheu Postume, Postume! — und es wurde zu spät. Wieviel eigne Schuld dazu beigetragen, dieses Leben vor der Zeit zu untergraben, das abzuwägen ist nicht meine Sache.“

Auch der ästhetischen Überschätzung Leutholds tritt Baechtold in seinem Wahrheitsstreben mit ernstern, überzeugenden Gründen entgegen. Leutholds Zusammenstellung mit den oben genannten wirklichen Originalgenies lehnt er kurz ab; eher, meint er treffend, hätte man ihn mit Waiblinger in Parallele stellen können. Er drückt ferner die in ihrer erschöpfenden Kürze und Wahrheit be-

*) Gedichte von Heinrich Leuthold. Dritte vermehrte Auflage. Mit Porträt und Lebensabriß des Dichters. Frauenfeld, F. Huber, 1884.

wunderungswürdige Anzeige der Gedichte ab, welche Gottfried Keller, der sich selbst an der Herausgabe des Nachlasses beteiligt hatte, veröffentlichte. Keller bezeichnet Leuthold als einen Dichter aus der Schule der Schlegel und Platen, erklärt ihn aber auch für einen echten Lyriker; „wie vom Lebensglück, sind die vorliegenden Lieder auch vom Stofflichen nicht beschwert“; er lasse bekannte Töne und Weisen vernehmen, doch hätte er wohl auch nach freier Wahl seinen Ton anschlagen und einen andern wählen können; die Gedichte hätten deshalb einen etwas akademischen Charakter; doch böten sie etwas Neues: die durchgehende Schönheit und Vollendung der Form. „Den Liebhabern sogenannter »guter Sachen« können wir die Versicherung geben, daß hier ernstlich etwas derartiges vorhanden ist. Sie finden verschiedene Anklänge und Gegenätze in dem Buche, aber auch von jedem den Ausgleich: dem Ausbruche glühender Lebenslust und Leidenschaft folgen Klage und Reue auf dem Fuße; Unmut und Spott lösen sich in Töne weicher Wehmut, deren Wohlklang schon an sich eine Versöhnung ist. Kurz, das Buch hat nicht nur ein Schicksal, sondern es stellt ein Schicksal vor.“ Baechthold führt dann die ästhetische Würdigung Leutholds weiter aus, die nicht eben zu dessen Gunsten ausfällt, ja es ist die strengste Kritik, die über ihn geschrieben werden konnte. Wir müssen gestehen, daß wir diesen Teil der Einleitung, der sich ja doch nur gegen unkritische Rezensenten wendet, umso lieber missen würden, als die Parallelstellen, welche er zum Belege für die Anleihen anführt, die Leuthold bei andern Dichtern gemacht haben soll, nichts weniger als überzeugend sind. Mit dem Lebensabriß und der bei aller Milde so wahrheitsstrengen Anzeige Kellers hätte es der Herausgeber genug sein lassen können.

Vollen Dank des Lesers aber verdient die künstlerische Beilage, mit der diese dritte Ausgabe der Gedichte geziert ist. Eigentlich sollte jede lyrische Sammlung eines Dichters von größerem Wert mit seinem von Künstlerhand gezeichneten Porträt ausgestattet sein. Denn was uns bei einem Lyriker fesselt, daß wir sein Buch nicht bloß einmal lesen, um es dann für immer in den Bücherschrank zu stellen, sondern daß wir gelegentlich wieder darnach greifen und darin blättern, ist die Gesamtheit seiner Persönlichkeit, das poetisch verklärte Bild eines eigenartigen Individuums, welches bei der Lektüre als eine organische Einheit vor unserm Geiste ersteht. Der gute Porträtist weiß nun in einem Bilde die geistige Physiognomie des Originals zu fixiren, und er giebt uns dadurch eine konkrete Unterlage für das immerhin blasser Bild, welches wir aus dem rein geistigen Verkehr mit dem betreffenden Dichter gewonnen haben. Ein solches Bild ist das von dem bekannten Historienmaler G. Bapperitz gezeichnete Porträt Leutholds, und wenn es auch die schon durch jene herb kritische Einleitung etwas abgekühlte Sympathie für den Dichter nicht eben zu erhöhen vermag, so ist es doch aus den angeführten Gründen höchst schätzenswert. Um ganz aufrichtig zu sein — es ist ein wahres Mephistogeficht, dieses Leutholdische

Porträt. Wie er so im Lehnstuhl aufrecht dafizt, die Brauen streng zusammengezogen, den Blick scharf auf den Beschauer gerichtet, als wenn er wieder eine seiner malitiösen Kritiken zu sagen hätte, vor der sich Schauspieler und Künstler fürchteten, die kleine Oberlippe etwas schief emporgezogen, daß die Zähne sichtbar werden, die Unterlippe geringschätzig vorgestreckt, die erhobene rechte Hand im Begriff, die brennende Zigarre zum Munde zu führen, und dies alles beherrscht durch die hohe, fein modellirte Stirn mit dem kurzen struppigen Haare — dieser physiognomische Eindruck bestätigt in allen Zügen das Bild des Mannes von Geschmack, dem die Schönheit die einzige Göttin war, der Wein, Wein und Gesang zur Devise wählte, Dogmatiker und Systematiker mit widersprüchender Laune übergoss und in hypochondrischer Schärfe schließlich auch sich selbst nicht genügte.

Von Haus aus war Leuthold ein Mensch, der fast einzig auf den Genuß der Schönheit gestellt war. Geboren in der Schweiz, treibt ihn mitten in der Studienzeit die Sehnsucht nach Italien; als Student in der juristischen Fakultät inskribirt, betreibt er vornehmlich Kunst- und Literaturgeschichte und entzieht sich so einer ruhigen Entwicklung in den Jahren, wo man seine Lebensstellung begründen muß, zumal wenn man wie er von armer Familie stammt. Dies wurde seinem ganzen spätern Leben verhängnisvoll, denn, ohne einen bestimmten Beruf zu haben, mußte er schwer kämpfen, um sich von der Feder zu erhalten, wozu er bei seiner literarischen Gewissenhaftigkeit sehr wenig geeignet war. Aber das Dichten war eben auch seine Leidenschaft, wie er in einem seiner melodischen Ghafelen so bescheiden bekennt:

Wenn Meister auch der Kunst zu sein, vielleicht nicht meine Sendung ist,
 Der Kunst, wo Maß ein jeder Ton und Anmut jede Wendung ist,
 Wo, wie ein Purpurmantel stets sich eine stolze, edle Form
 Um Hohes oder Schönes schmiegt, und Harmonie die Endung ist:
 Doch lieb' ich sie. — O wüßten die, die mich ob dieser Neigung oft
 Getadelt, wie ihr Tadel falsch, ihr Urtheil voll Verblendung ist!
 O wüßten sie, wie der Genuß, der Seele Wohlklang hinzustreun
 Im Liede, eine göttliche, erhabene Verschwendung ist!
 Doch weitab liegt das Ziel des Ruhms; schon muß auf hoher Stufe stehn
 Der Dichter, um erst einzusehn, wie fern er der Vollendung ist.

Diese Verse sind charakteristisch für Leuthold; sie zeigen, wie er die Schönheit auffaßt. Es ist eine mehr formale Schönheitsfreude, von der sich leicht voraussehen läßt, daß sie den Dichter, wie es geschehen ist, zum einseitigen Kultus metrischer Künste verführen, daß ihm über dem Purpurmantel, über der bezaubernden Pracht der Sprache die Sache selbst in zweite Linie treten werde. Ganz derselbe Schönheitsinn spricht sich in seiner Liebe zu den Frauen aus. So schreibt er „Einer Italienerin“:

Grenzboten III. 1885.

Nach dem Takte fremder Lieder	Diese Locken, diese dunkeln,
Schwebst du lieblich hin im Tanz;	Dieser Ausdruck, diese Kraft,
Dieser Rhythmus deiner Glieder	Und im Auge dieses Funkeln
Fesselt meine Sinne ganz;	Einer trunken Leidenschaft.

Aber Maß und Anmut zügeln
Jeden Wunsch; er schweigt besiegt,
Wo die Schönheit sich auf Flügeln
Ihres eignen Wohllauts wiegt.

Und noch weiter geht seine einseitige Freude an der äußern schönen Form in dem Gedicht „Auf eine Tote,“ welches zugleich ein Zeichen ist, daß für Leuthold Schönheit und Sittlichkeit sich nicht im innersten Wesen decken, wie es doch jedem tiefer Denkenden notwendig wird:

Ha! dieser Reize reicher Überfluß	Die Welt tritt zischelnd an den Totenschrein
Ist schon so frühe in den Staub gesunken!	Und wirft, gebläht von stummem Eigenruhm,
Es hat der kalte Tod mit seinem Fuß	Herzlos auf die Gefall'ne Stein um Stein,
Schon deiner Seele heißen Wein getrunken!	Verhöhnt die so früh geknickte Blume.
Noch ein mal seh' ich diesen Körper an,	Ich aber starr' auf diesen Tempel hin,
Halb voll Bewunderung, halb voll stummer	Der lang entweiht, verfallen der Vernich-
Nährung,	tung;
Den die Natur verschwenderisch angethan	Und um den Leib der schönen Sünderin
Mit jeder Schönheit weiblicher Verführung.	Werf' ich den Purpurmantel meiner Dichtung.

In einem seiner allerschönsten Gedichte „An Thais“ spricht sich, nur in naiverer Weise, dieselbe Gesinnung aus, die der Schönheit alles verzeiht:

Liebliches Mädchen, das gleich der Lilie	Wie im Triumphe an Ketten von Rosen
Immer von Stengel zu Stengel sich wiegt,	Ziehst du dir nach den vergötternden Schwarm,
Das, wie vom Busen der Welle die Welle,	Fesselst mit Klüssen und lockest mit Rosen
Trennlos sich trennt und an andre sich schmiegt,	Diesen am Herzen und jenen im Arm!
Liebliches Mädchen, das jenen mit Blicken,	Spielend mit Banden, im Taumel gebunden,
Diesen mit Seufzern, von ihm nur gehört,	Sorglos gelöst und mit Leichtsinne geknüpft,
Jenen mit Lächeln und diesen mit Nicken	Mögest du nimmer erleben die Stunden,
Oder dem Drucke des Händchens hethört:	Da dir das Gepter der Schönheit ent schlüpft!

Möge die Parze dir nah mit der Scheere,
Gh' du, entnüchtert [l. ernüchtert] in schmerzlichem Tausch,
Büßest mit endlosen Dualen der Leere
Dieser Minuten vergänglichen Kauf!

Seine Begeisterung für Heine ist nun selbstverständlich; er widmet ihm zwei formvollendete Sonette.

Wir sind nun keineswegs so philiströs, den Wert der Sinnlichkeit in der Kunst zu verkennen, ja im Gegenteil ist uns ein unsinnlicher Poet, der die Dinge nicht fühlt, sondern nur denkt, kein Poet. Aber Leutholds Sinnlichkeit offenbart sich nur selten so schön wie in dem Gedicht „Am Meere“:

Wie süß ist's, von wonnigen
Lüften umhaucht,
Den Blick in den sonnigen
Äther getaucht,

Entflohen dem eiligen
Hasigen Thun,
Am Busen des heiligen
Meeres zu ruhn!

Das Herz, wie auf schaukelnden
Wellen der Kiel,
Hintreibend, den gaukelnden
Träumen ein Spiel;

Unkost, von unzähligen
Armen umschmiegt,
Unplätschert, in seligen
Frieden gewiegt!

Wie anschaulich und packend ist dieses Bild von den Armen, die in der weichen Luft des Meeres sich um den Dichter schmiegen! wie glücklich auch ist das Vermaß zur Vergegenwärtigung der Empfindung des Schaukelns auf den Wellen gewählt! Im allgemeinen ist Leutholds Sprache nicht so sinnlich konkret, nicht reich an Bildern. Das eine Bild vom Ruhen im Arme z. B. kehrt bei ihm fast immer wieder, wenn er an Frauen denkt. Gern aber erhält seine Sinnlichkeit einen Stich ins Schwüle, Üppige, Überreife; das Wort „lüstern“ gebraucht er gern: „Die Nacht war weich und lüstern,“ heißt es in der „Zerfallenen Vigne,“ wo der Dichter verstoßen zu seiner Liebe eilt, und diese Vigne selbst schildert er:

Wo blühender Gärten Teppich
Umsäumte des Rasens Sammt,
Da üben jetzt Schlingkraut und Eppich
Ihr Totengräberamt.

Ihr Marmorleiber, ihr schlanken,
Nun liegt ihr im Gras und Gesträuch;
Es kammern die Brombeerranken
Die blühenden Arme um euch!

Hier Trümmer von Götterbildern,
Dort sinkendes Gebälk,
Die Lorbergruppen verwildern,
Die Rosenhaine sind weß.

Der Satyr, der einst mit Grinsen
Die sträubende Nymphe liebte,
Hier liegt er, umwuchert von Vinsen,
Verstümmelt und übermoost zc.

So lebhaft dieses Bild an Eichendorff gemahnt, so sehr ist es in der Stimmung echt leutholdisch und besonders bezeichnend für diesen im Genuß bald erschöpften Weltmann, der auch das Lied von der Entnervung des Mannes durch das Weib zu singen weiß. Auch bei der kaustischen Schilderung eines deutschen Dichterlebens (Ave Caesar!), das er mit dem Gladiatorenkampfe in der römischen Arena vergleicht, vergißt er nicht die Frauen zu erwähnen, hier in freundlichem Sinne:

Und jauchzt dir die Menge Beifall, und ist
Der erste Kampf beendet:

Dann bewundern dich Frauen mit Blicken der Gunst
Und werfen dir Rosen zu Füßen.

In dem zweiten der Gedichte, „Auf den Tod eines jungen Dichters,“ mit welchem sich Leuthold zweifellos selbst geschildert hat, heißt es dagegen mit verstärkender Pointe:

Wohl, wem früh schon der Befreier
 Tod sich naht, wem — Hölberlin
 Oder Lenau gleich — die Schleier
 Sanfter Nacht den Geist umziehen!

Manchen, der — noch jung an Jahren —
 Jede Günst des Glücks erfuhr,
 Sah ich welk, mit grauen Haaren,
 Und das Eine blieb ihm nur:

Auf ein Leben ohne Thaten
 Tief beschämt zurückzuschau,
 Müd, enttäuscht, verkauft, verraten
 Und entnervt vom Kuß der Traun.

Und doch hat auch ihm die Liebe die schönsten Lieder entlockt, wie er es in dem vollendeten kleinen Gedichte „Hin!“ selbst gesteht:

Als der Sommer Sonne Glut
 Noch auf den Gefilden ruhten,
 Fühlst' von Poesie und Liebe
 Ich den Busen übersluten.

Um die Mauer gelb und traurig
 Seh ich nun die Rebe ranken;
 Herbstwind weht durch mein Gemüte,
 Und verwelt sind die Gedanken.

Gieb mir jenes Meer von Borne,
 Gieb auch neue meine Lieder,
 Süße Maid, o gieb mir eine
 Jener Sommernächte wieder!

Derartiger extremen Gegensätze, zwischen denen sich sein Gemüt bewegte, könnte man indes bei Leuthold ganze Reihen aufstellen, und wenn wir auch viel auf Rechnung des lyrischen Naturells setzen müssen, welches der momentanen Empfindung leidenschaftlich ergeben ist, so läßt sich doch ein zerfahrenes, jedes positiven Elementes entbehrendes Wesen nicht verkennen.

So hat es beispielsweise oft den Anschein, als ließe seine ganze Weltanschauung auf nichts als das eintönig düstere *vanitas vanitatum vanitas* hinaus. An einem Grabe stehend, reflektirt er:

Was Großes auch der Mensch empfinde,
 Was er erstrebe, was er finde:
 Sein Thun und Denken sind nur Rauch
 Im Winde;
 Der höchste Ruhm, was ist er auch?
 Ein Hauch!

Und einem jungen Freunde ruft er zu: „Nimm dieses Leben nicht so ernst! Recht spaßhaft ist's im allgemeinen.“ Und schon im Jahre 1857 schreibt er ein längeres Gedicht „Entsagung“ mit dem Refrain: „Verlangend Herz, sei du dir selbst genug!“ Als ein „lachender Rhapsode“ soll ein andrer Freund, der in allzu hohem Stile für die heutige Mode schreibt, Welt und Zeit begreifen lernen. Und doch gab es auch für Leuthold Stunden, wo er (im „Wanderlied“) schreiben konnte:

Des Schönen hat die Welt so viel,
 Hat auch für mich genug —

wo er im Wohlgefühl des beseligenden Besitzes der dichterischen Begabung eine „Spielmannsweise“ anstimmte:

Die Ströme ziehn zum fernen Meer,
 Die Wolken am Himmel fliehen,
 Und wenn ich ein flüchtiges Vöglein wär',
 So möcht' ich mit ihnen ziehen.

Und bin ich kein Vogel in der Luft,
 So lern' ich doch pfeifen und singen;
 Und kommt der Lenz mit Klang und Duft,
 Dann mein' ich, es wüchsen mir Schwingen.

Und kann ich auch nicht über Wald und Haide,
 Über Seen und Berge schweben,
 So kann ich mich über das kleine Leid
 Des dürstigen Lebens erheben.

oder sich „Trost im Leide“ zurief:

Wer so genoß der Bäume,
 So lang er jung,
 Den wärmt wie eine Sonne
 Erinnerung.

Er erhebt sich auch wirklich über das kleine Leid des dürstigen Lebens, was nicht so sehr seine wenig unmittelbaren, etwas outrirten Trinklieder, die er selbst mehr als billig schätzte, sondern die vielen Stimmungs- und Landschaftsbilder bezeugen, die nur in Augenblicken glücklich wunschloser Betrachtung entstanden sein können. Nur ein einziges wollen wir beiseite lassen: „Die Kapelle am Strande.“

Langsam und kaum vernehmbar teilt
 Die wellenlose Flut der Kiel;
 In meiner Seele zittert nach
 Der Ton aus einem Saitenspiel.

Horch! dieser sanft gedämpfte Laut,
 Der Erd' und Himmel mild versöhnt!
 Das Abendklängen ist's, das fern
 Von der Kapelle niedertönt.

Befcheiden von dem Felsgrund sieht
 Sie über's Meer, so endlos weit;
 So schauet wohl ein fromm Gemüt
 Hinüber in die Ewigkeit.

Der fromme Ton, in welchem dieses Lied ausklingt, verirrt sich etwas seltsam in diese Gedichtsammlung eines man möchte sagen fanatischen Skeptikers, der niemals das Bedürfnis hatte, mit den höchsten Fragen der Menschheit, seien sie nun religiöser oder metaphysischer Art, sich zu quälen. Kein Dichter kann diese Fragen umgehen, wenn er Bedeutung gewinnen will. So wenig die theoretische Ästhetik eine Metaphysik, auf welche die letzten Fragen reduziert werden, entbehren kann, so wenig kann der Künstler schlechthin Skeptiker sein; ja er noch weniger, da ihm das Bedürfnis nach Abrundung seines Weltbildes noch lebhafter innewohnt. Doktrinärer Dogmatiker braucht er deshalb noch lange nicht zu werden; aber ein Gefühl vom Universum als Kosmos muß er im Gemüt lebendig erhalten. Das fehlt in der Lyrik Leutholds. Es ist ganz richtig, wenn er seinem katechisirenden italienischen Mädchen von der Riviera erwiedert:

Laß, mein süßes Kind, die Heiligen
 Und des Glaubens Hieroglyphe,

Laß mir die von deutschen Dichtern
Längst behandelten Motive!

aber es bleibt wie so vieles andre doch immer negativ. Ein einziges Gedicht existirt in dem ganzen Buche, welches man als den positiven Ausdruck seines Bekenntnisses ansehen könnte, das „Ave Maria“ aus dem Zyklus „Von der Riviera“:

Mit ihren Bonneschauern naht sie sacht, Auf leichten Sohlen wandelt sie einher, Die sanfte Zauberkönigin, die Nacht, Und ihres Sternenmantels stille Pracht Ausspannt sie langsam über's Mittelmeer. Vom Kirchlein, einsam auf dem Fels am Strand, Weht leises Läuten über Meer und Land; Sonst alles still — nur durch das Schiff spielt Der Abendwind. Ave Maria!	Ich aber steure lässig meinen Kahn; Des Weltengeistes Odem lausch' ich stumm, Und meine Seele taucht, ein weißer Schwan, Sich in der Sehnsucht stillen Ozean; Die Liebe sei mein Evangelium. Im Norden fern im engen Kämmerlein Weint jetzt ein blondes Kind und denkt mein. Die jedes Glück, die mir den Frieden lieh Und Poesie, O sei gegrüßt, Marie!
---	--

Honegger (in dem anfangs zitierten Essay) ist ganz entzückt von diesem Gedichte. Wir können diese Freude nicht teilen, denn in seiner kunstvollen Form wirkt es doch wie nüchtern gemacht und überzeugt nicht. Man wird wohl nicht in den Verdacht des Katholiken geraten, wenn man diese Gegenüberstellung der sentimentalen deutschen Marie und der Jungfrau Maria für geschmacklos erklärt. Überhaupt ist alles Pathetische diesem tüpfelnden Formalisten fremd. Die Liebe fehlt ihm, meint Baechthold ganz treffend, mit Anwendung des bekannten Goethischen Urteils über Platen auf dessen Verehrer Leuthold. „Er liebt so wenig seine Leser und seine Mit-Poeten, als sich selber.“ Nur ein Pathos besitzt er, weil diese einzige Leidenschaft ihn wahrhaft erfüllt: den literarischen Ehrgeiz. Wie sehr ihn die Literatur beschäftigt, zeigen die vielen literarischen Satiren, Episteln, Dichter-Sonette, Epigramme, die seine „Gedichte“ enthalten, zeigen auch die häufigen Bilder, welche ein Naturobjekt mit der Poesie vergleichen. (Es kispelt ein hüpfend Venzgedicht der Quell zu meinen Füßen, u. dergl.) Die ergreifendsten Töne hat er doch nur in dieser seiner Leidenschaft gefunden, wie etwa im „Herbstgefühl“:

Die ganze Schöpfung steht in Trauer; Das Laub der Bäume färbt sich gelber, Und ach! mir ist, als fühlt ich selber Im Herzen kalte Winterschauer.	Wie ringsum alles stirbt und endet! Bei diesem Welken und Verderben Fleh' ich: o Gott, laß mich nicht sterben, Eh' ich ein schönes Werk vollendet!
---	---

Aber welche Ironie! Gerade dieses einzige Pathos, gerade diese einzige Leidenschaft stand ihm im Wege, das zu erreichen, wonach er sich sehnte: die höchsten Höhen der Kunst. Nur ein Geschenk ist die Gabe der MUSEN. Die literarische Grübelelei beschränkte seinen Sinn auf die Virtuosität der Form, auf die Welt von Papier und entzog ihn der einzig fruchtbaren Wirklichkeit des Lebens.

Damit hätten wir das Gemüthsleben Leutholds nach seinen wesentlichen Zügen umschrieben. Noch enthält sein Buch ein Epos „Penthesilea,“ Rhapsodien aus einem unvollendeten Zyklus „Hannibal,“ Übertragungen aus dem Griechischen, Arabischen, Altdeutschen, Englischen, Ungarischen und Italienischen, auf die wir nur hiermit verweisen; das Bild des Dichters beeinflussen sie nicht weiter. Den Liebhabern „guter Sachen,“ um mit Gottfried Keller zu reden, seien diese formvollendeten Übersetzungen besonders empfohlen.

Innsbruck.

Moritz Wecker.



Reisebriefe aus Italien vom Jahre 1882.

Aus dem Nachlasse von W. Rossmann.

(Fortsetzung.)

Von Rom nach Neapel, 20. November.



Der Weg führt wieder durch Marino, Albano, dann an mancher Ruine aus alten und mittelalterlichen Zeiten vorbei. Gebirge rechts und links. Davor überall vortrefflich kultivirtes Land. Monte Cassino höchst imposant auf steiler Höhe. Capua. Die Terra di Lavoro mit reichem Wein- und Gemüsebau. Aber leider hatte es bald zu regnen begonnen, und unter grauestem Himmel fuhren wir in Neapel ein.

Neapel, 21. November.

Und früh regnete es weiter. Ein gar zu betrübter Eindruck, nachdem ich während meines ersten, monatelangen Aufenthaltes nicht einen Regentag gehabt. Mit all meinen Beschreibungen stand ich kompromittirt da, und wie habe ich so den Wert und die Bedeutung des Sonnenlichtes gefühlt. Es blieb uns zunächst das Museum, und diese herrliche Sammlung entschädigt denn freilich für vieles. In den Sälen der Bronzen ist seit meinem ersten Aufenthalte manches hinzugekommen: köstliche Porträtbüsten und ein kleiner Faun, ein Seitenstück zu dem berühmten tanzenden. Dann einige bemalte Marmorfiguren, über die ich noch Genaueres aufzeichnen werde.

Unter den neu hinzugekommenen Wandgemälden findet sich sehr Interessantes und stofflich Bedeutendes: ein Bacchant am Fuße des Vesuvius, der ganz mit großen Weinbeeren bekleidet ist und von fern wie eine Traube aussieht; schlafende Bacchantin und Faun; Herkules, der den Centauren tötet; eine musikalische Konversation von feinsten Ausführung; der Raub der Europa, wie es scheint von demselben Künstler; Europa hat sich eben auf den Stier gesetzt, den eine ihrer Gespielfinnen liebkost; Pyramus und Thisbe: er ist bereits tot, sie ersticht sich; Phigeneia, von einigen